



Schwerter zu Pflugscharen (Mich 4,1–5)

Predigt bei der ökumenischen Vesper zur Langen Nacht der Kirchen

10. Juni 2022, Mariendom Linz

Jerusalem wird der Schauplatz der großen Völkerverständigung sein: „Dann schmieden sie Pflugscharen aus ihren Schwertern und Winzermesser aus ihren Lanzen. Man zieht nicht mehr das Schwert, Volk gegen Volk, und übt nicht mehr für den Krieg.“ (Micha 4,3) Dieser Hoffnungstext geht runter wie Öl. Ja, wer wollte das nicht: ein Ende der unseligen Verstrickungen von Krieg, Völkerhass und Fanatismus. Wer wollte das nicht angesichts der Kriegsschauplätze, zurzeit gerade in der Ukraine, angesichts von Vertreibungen und Verelendungen von Millionen von Menschen. Eine Welt, die nur den Frieden kennt – das muss unser Ziel sein. Und doch: Wie schwer fällt es oft schon im engsten Umfeld, Frieden in Auseinandersetzungen und Konflikten zu stiften, jeglicher Gewalt eine Absage zu erteilen. Mobbing, Ausgrenzung, das Lächerlich-Machen – es geschieht im Kleinen schneller, als uns lieb ist. Oft genügt ein falsches Wort, um eine Kettenreaktion an Erniedrigung und Demütigung auszulösen.

Wolf oder Freund

Vom englischen Philosophen und Staatstheoretiker Thomas Hobbes stammt die Überlegung, dass sich die Menschen vom Naturzustand in einem „bellum omnium in omnes“ befinde. Der Mensch sei dem Menschen eben ein Wolf (*Homo homini lupus*)¹.

Das Humanum in seinem brutalen Naturzustand ist Gewalt, Neid und Missgunst. Phänomene wie Liebe oder Solidarität sind sekundäre kulturelle Zähmungseffekte. Durch Kultur wird die Macht der Natur durch soziale Institutionen gezähmt. Hobbes gebraucht *Homo homini lupus* als Beschreibung für das Verhältnis zwischen den einzelnen von Menschenhand geschaffenen Staaten: „Nun sind sicher beide Sätze wahr: *Der Mensch ist ein Gott für den Menschen*, und: *Der Mensch ist ein Wolf für den Menschen*; jener, wenn man die Bürger untereinander, dieser, wenn man die Staaten untereinander vergleicht. Dort nähert man sich durch Gerechtigkeit, Liebe und alle Tugenden des Friedens der Ähnlichkeit mit Gott; hier müssen selbst die Guten bei der Verdorbenheit der Schlechten ihres Schutzes wegen die kriegerischen Tugenden, die Gewalt und die List, d. h. die Raubsucht der wilden Tiere, zu Hilfe nehmen.“ (10) Hobbes benutzt den Satz für das potentiell destruktive Verhältnis der Staaten zueinander als logische Weiterentwicklung für den von ihm angenommenen Naturzustand der Menschen untereinander (*Krieg aller gegen alle* – *Bellum omnium contra omnes*), welcher zur Staatsentstehung mit der tendenziellen Monopolisierung der Gewalt führte.

Entgegen dem späteren Hobbes'schen Diktum „*homo homini lupus*“ lautet der erste Grundsatz der aristotelisch-thomanischen Sozialphilosophie „*Homo homini naturaliter amicus*“ – Der

¹ Thomas Hobbes *Lehre vom Bürger*. Original lateinisch: „Profecto utrumque vere dictum est, *Homo homini Deus*, & *Homo homini Lupus*“. *Elementa philosophica de cive*. Amsterdam 1657, 10: „To speak impartially, both sayings are very true; That Man to Man is a kind of God; and that Man to Man is an arrant Wolfe. The first is true, if we compare Citizens amongst themselves; and the second, if we compare Cities. In the one, there's some analogie of similitude with the Deity, to wit, Justice and Charity, the twin-sisters of peace: But in the other, Good men must defend themselves by taking to them for a Sanctuary the two daughters of War, Deceit and Violence: that is in plaine termes a mere brutall Rapacity ...“

Mensch ist dem Menschen von Natur aus ein Freund.² Das Verhältnis von Mensch und Mitmensch ist von Natur aus freundschaftlich. „Omnis homo naturaliter omni homini est amicus quodam generali modo.“ (STh II-II,114,1)

Ist der Mensch von Grund auf kooperativ, sind Unfairness und Egoismus pathologische Entfremdungen? Oder ist der Mensch von Natur aus egoistisch und ist die Liebe und Solidarität auf die Couch zu legen? Wie sollen wir den Menschen verstehen: als grundlegend kooperativ und solidarisch oder als selbstbezüglich und egoistisch? Relevant für das Verhalten sind der Faktor Fairness wie der Faktor Vertrauen: Das eigene Handeln hängt v. a. auch davon ab, welches zukünftige Handeln man vom Gegenüber erwartet bzw. glaubwürdig erwarten darf. Vertrauen und Glaubwürdigkeit sind für Kooperation unabdingbar. Sonst zerreißt das Wir-Gefühl.

Diese Faktoren für ein gutes Zusammenleben, Fairness und Vertrauen, sind gegenwärtig vor vielfache Herausforderungen gestellt. Wenn etwa in den Social Media Gerüchte und Attacken auf die Glaubwürdigkeit politischer Gegner gestreut werden, dann wird systematisch ein „we-ness“, Wir-Gefühl, das über die eigene Partei hinausgeht, unterminiert. Es geht darum einen Diskurs zu verhindern, indem man die Öffentlichkeit mit Falschinformationen flutet und die Glaubwürdigkeit des politischen Gegners attackiert.

Spiritualität des Friedens

Wann Krieg beginnt? „Wann Krieg beginnt, das kann man wissen, aber wann beginnt der Vorkrieg? Falls es da Regeln gäbe, müsste man sie weitersagen, aufschreiben, in Ton ritzen, in Stein meißeln, aufbewahren für alle Zeit. Was stünde da? Da stünde: Lass Dich nicht täuschen von den Eignen!“ (Christa Wolf)³

„Mit welchen Waffen aber, o unsterblicher Gott, stattet die Wut den Menschen aus? ... Wer sollte glauben, dass Kanonen eine Erfindung des Menschen sind? ... So viel liegt ihnen daran zu verletzen, so viel, das Blut der Brüder zu vergießen...“ (Erasmus von Rotterdam)⁴

An der Wurzel von Krieg, Terror und Barbarei stand nicht selten die Anmaßung absoluter Macht über Leben und Tod, stand die Verachtung des Menschen. Diese Verachtung hat sich aller Kräfte, auch jener der Wissenschaften, der Kommunikation und der Medien, der Politik, der Medizin, der Ökonomie, der militärischen Macht und sogar der Religion bedient. Und der Krieg wird auch auf allen diesen Ebenen, manchmal gleichzeitig, oft abwechselnd geführt.

Eigene Verfolgungsängste und Hassgefühle sollen aufgearbeitet, Feindbilder abgebaut und Vorurteile hinterfragt werden. Die Abkehr davon, sich und die eigene Meinung absolut zu setzen, fördert eine Kultur des Respekts und der Versöhnung. Auch an der Wurzel von Krieg und Terror steht nicht selten die Vergöttlichung von Begriffen: Heimaterde und Landbesitz, Nation, Ethnie und exklusiv verstandene Religion. Diese Götzen zu entlarven und dagegen Gott als

² Vgl. Aristoteles, Nikomachische Ethik VIII,1 – 1155 a 21-22; Thomas von Aquin, In decem libros ethicorum aristotelis ad Nicomachum expositio. Liber Octavus, Lectio I, n° 1541f; Thomas von Aquin, ScG III,117 nr. 2899; ScG IV 54; Eberhard Schockenhoff, Grundlegung der Ethik: Ein theologischer Entwurf, Mainz 2014, 158.

³ Cassandra. Erzählung, Luchterhand, Darmstadt / Neuwied 1983, 76f.

⁴ Erasmus von Rotterdam, Die Klage des Friedens. In: Ausgewählte Schrift. Ausgabe in acht Bänden. Lateinisch und Deutsch. Hrsg. von Werner Welzig. Bd. 5, Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 1968, Auszüge, 359-451.

den Urgrund von allem, dem Urgrund von Frieden und Versöhnung zu verkünden, das mag ein wesentlicher Auftrag an uns sein.

Friede ist möglich

Papst Johannes Paul II.: „Die Kirche hat jedoch stets gelehrt und lehrt heute noch einen sehr einfachen Grundsatz: Der Friede ist möglich. Mehr noch, die Kirche wird nicht müde zu wiederholen: Der Friede ist geboten.“ Er muss auf den vier Pfeilern aufgebaut werden, die der selige Johannes XXIII. in seiner Enzyklika „Pacem in terris“ (1963) aufgezeigt hat, nämlich: Wahrheit, Gerechtigkeit, Liebe und Freiheit.⁵ Grundlagen für einen nachhaltigen Frieden sind die Einhaltung der Menschenrechte und die Suche nach Gerechtigkeit. Es geht darum, das Recht des Stärkeren durch die Stärke des Rechts zu ersetzen. Der Kampf gegen Krieg, aber auch gegen andere Formen von Terrorismus und Gewalt muss im Wesentlichen präventiv geführt werden. Ein deutsches Bischofswort spricht von einem „Gerechten Frieden“, also nicht (mehr) von einem „gerechten Krieg“ und auch nicht von einem „gerechtfertigten Krieg“. Es besteht eine massive Diskrepanz zwischen den Militäreinsätzen in den Krisenregionen der vergangenen Jahrzehnte einerseits und jenen bescheidenen Mitteln andererseits, die nach heftigem Ringen für den Stabilitätspakt und den Wiederaufbau bereitgestellt wurden. Der größte Teil der Intelligenz wird nach wie vor in Waffensysteme und Rüstung investiert, statt diese Intelligenz für die Entwicklung der armen Völker einzusetzen. Friede geht – so Papst Franziskus – einher mit einer Kultur der Solidarität und des Mitgefühls, die die Religion in die Gesellschaft einbringen muss.

Vertrauen und Hoffnung

Papst Franziskus hat einmal als Ziel die „Suche nach einem offenen und kreativen Kommunikationsstil“ ausgerufen, der „versucht, die möglichen Lösungen aufzuzeigen und so die Menschen, zu einer konstruktiven und verantwortungsvollen Herangehensweise anzuregen, er spricht von „konstruktiver Kommunikation“: „Ich glaube, dass es nötig ist, den Teufelskreis der Angst zu durchbrechen und die Spirale der Furcht aufzuhalten, die ein Ergebnis der Angewohnheit ist, sein Augenmerk ganz auf die „schlechten Nachrichten“ (Kriege, Terror, Skandale und jegliche Art menschlichen Scheiterns) zu richten. Natürlich geht es nicht darum, ein Informationsdefizit zu fördern, bei dem das Drama des Leidens ignoriert würde, und genauso wenig darum, in einen naiven Optimismus zu verfallen, der sich vom Skandal des Übels nicht anrühren lässt. Ich wünsche mir im Gegenteil, dass wir alle versuchen, das Gefühl des Unmuts und der Resignation zu überwinden, das uns oft befällt, uns in Apathie versetzt und Ängste erzeugt oder den Eindruck erweckt, dass dem Übel keine Grenzen gesetzt werden können. In einem Kommunikationssystem, wo die Logik gilt, dass eine gute Nachricht keinen Eindruck macht und deswegen auch gar keine Nachricht ist, und wo es leicht geschieht, dass die Tragödie des Leides und das Geheimnis des Bösen in spektakulärer Weise dargestellt werden, kann man zudem versucht sein, das Gewissen zu betäuben und in die Hoffnungslosigkeit abzugleiten.“⁶

⁵ Johannes XXIII., Pacem in terris, in: AAS 55 (1963), 265-266.

⁶ https://www.vatican.va/content/francesco/de/messages/communications/documents/papa-francesco_20170124_messaggio-comunicazioni-sociali.html

Hilft beten?

„Und liebe nichtchristliche Leser, natürlich hilft beten. Seid doch nicht so blind, das hat ... mit uns selber, unseren Wünschen, die wir nicht eintauschen gegen den Dreck, den sie uns ständig anbieten. Natürlich hilft beten und sich eins wissen mit der Macht, die dem Grashalm durch den Asphalt hilft. Natürlich hilft wünschen, träumen, darüber reden, eine Vision haben und sie mitteilen im Handeln.“⁷

Gebet als geschöpflicher Grundakt kann vom Zwang und Krampf der Selbstbehauptung loslassen und von Gott den Grund der eigenen Rechtfertigung, Freiheit und Identität empfangen. Gerade in der Danksagung und in der Anbetung realisiert sich gelebte Erlösung. Im Gebet vollzieht sich zunächst die Aussöhnung des Menschen mit den Trümmern seiner eigenen Vergangenheit, mit begangenen Fehlern und Schuld. Es befreit vom selbstverliebten Kreisen um das eigene Ich, es bricht auch das resignative Vergraben des eigenen Talents auf. Gebet lebt aus der unverbrüchlichen Hoffnung, dass bei allem Scheitern nicht das letzte Wort gesprochen ist. Solange der Mensch betet, gibt er sich nicht auf. Beten inspiriert die sittliche Vernunft und befreit zum Tun. Das Gebet wird zum Vorentwurf zur Tat. „Wie der Mensch betet, so lebt er auch.“⁸ Der innere Friede als Voraussetzung für die Kraft, Frieden und Versöhnung zu stiften, ist nur durch einen langen Weg im Gebet und in der Kontemplation zu erlangen. „Der Beitrag, den der Kontemplative für die Gesellschaft leistet, besteht gerade in seiner Kontemplation. Ein ethisch so fragwürdiges, intellektuell so unerleuchtetes, durch und durch ambivalentes Gebilde wie die menschliche Gesellschaft der Hochkulturen bis auf den heutigen Tag kann nur dann das Abgleiten in die Selbstzerstörung aufhalten, wenn immer einige in ihr leben, die um der Wahrheit willen die Teilnahme an ihren Tätigkeiten radikal verweigern.“⁹

In der Fürbitte im Geist des Liebesgebotes atmet die Hoffnung, dass Versöhnung möglich ist. Gerade das Gebet für die Feinde ist ein erster Schritt, der eigene Verständnisbereitschaft, Korrekturfähigkeit und Lernoffenheit einschließt. Gebet kann zur Quelle werden, wenn menschliche Beziehungen ausgetrocknet sind, wenn auf Grund lebensgeschichtlicher Erfahrungen kein Vertrauen mehr da ist und sich Angst, Misstrauen und Rivalität eingeschlichen haben. Gebet, Stille und Einsamkeit können Freiraum und langen Atem in Konflikten schenken.

Das Bittgebet versteht sich aber nicht bloß als psychischer Prozess des Beters, indem er mit sich selbst klarkommt. Es ist auch nicht bloß der Ansatz für den Dialog mit dem anderen. Der Beter richtet sich an Gott selbst, der Herr der Geschichte ist und Frieden schenken kann. Freilich kann daraus kein kausaler Zusammenhang von Bittgebet und direktem Eingreifen Gottes in der Geschichte konstruiert werden.¹⁰

Schwert und Kreuz

Martin stammte aus Savaria, einer Stadt in der römischen Provinz Pannonien. Die Eltern waren

⁷ Dorothee Sölle, Im Hause des Menschenfressers. Texte zum Frieden, Hamburg 1981, 12.

⁸ Vgl. zum Folgenden bes. Klaus Demmer, Gebet, das zur Tat wird. Praxis der Versöhnung, Freiburg i. B. 1989, 9.

⁹ Carl Friedrich von Weizsäcker, Der Garten des Menschlichen. Beiträge zur geschichtlichen Anthropologie, München-Wien 1977, 505.

¹⁰ Vgl. Gottfried Bachl, Thesen zum Bittgebet, in: Theodor Schneider/Lothar Ullrich (Hg.), Vorsehung und Handeln Gottes, Leipzig 1988, 192-195.

Heiden. Das Christentum war erst einige Jahre zuvor 313 öffentlich erlaubt worden. Sein Vater war anfangs ein einfacher Soldat, später aber Oberst. Der Name „Martin“ bedeutet dem Kriegsgott Mars geweiht (Sulpicius 2,1-2). Martin wurde, wie das damals für Söhne von Offizieren vorgeschrieben war, mit 15 Jahren ebenfalls Soldat. Um 350 gab es immer wieder kriegerische Auseinandersetzungen zwischen den Germanen und den Römern. So auch im Jahre 356. In Worms war ein römisches Heer zusammengezogen. Martin war noch immer Soldat. Da kam es zur Konfrontation mit dem späteren Kaiser Julian Apostata. Martin verweigerte den Kriegsdienst und nahm die Gelegenheit wahr, seine Entlassung aus dem Militär zu erbitten. Das wurde von Julian Apostata als Feigheit angesehen, doch Martin erklärte, er wolle nur mehr für Gott streiten und werde zum Beweis dafür am nächsten Tag unbewaffnet dem Feind gegenüberreten. Sulpicius Severus berichtet in seiner Vita Sancti Martini, verfasst um 395, von der Absage Martins an den Kaiser. „Bis heute habe ich dir gedient, Herr, jetzt will ich meinem Gott dienen und den Schwachen. Ich will nicht mehr länger kämpfen und töten. Hiermit gebe ich dir mein Schwert zurück. Wenn du meinst, ich sei ein Feigling, so will ich morgen ohne Waffen auf den Feind zugehen.“ Martin wurde gefangengenommen. Das sollte ihn zum Kampfe zwingen. Am folgenden Tag aber boten die Germanen Frieden an, und Martin verließ daraufhin die Armee.

+ Manfred Scheuer
Bischof von Linz